

Für Hilde[†]
und unseren Sohn Andri,
der den Schlafentzug in Indien relativiert.

Martin M. Novotny

Ursula K. Wunder

VERFAHREN

Bangladesch retour –

Eine Momentaufnahme



Bären in Brasov



Tiraspol - Transnistrien



Aralsee



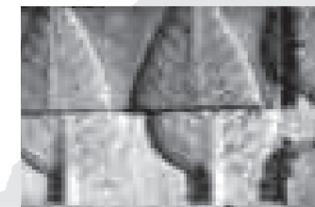
Pamir



Hunzatal



Bamyantal



Persepolis



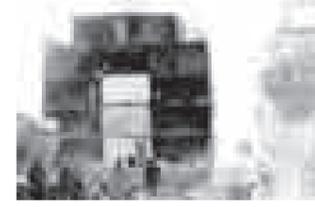
Dal-See in Srinagar



Sufnacht



Wagha-Grenze



Abwrackwerft



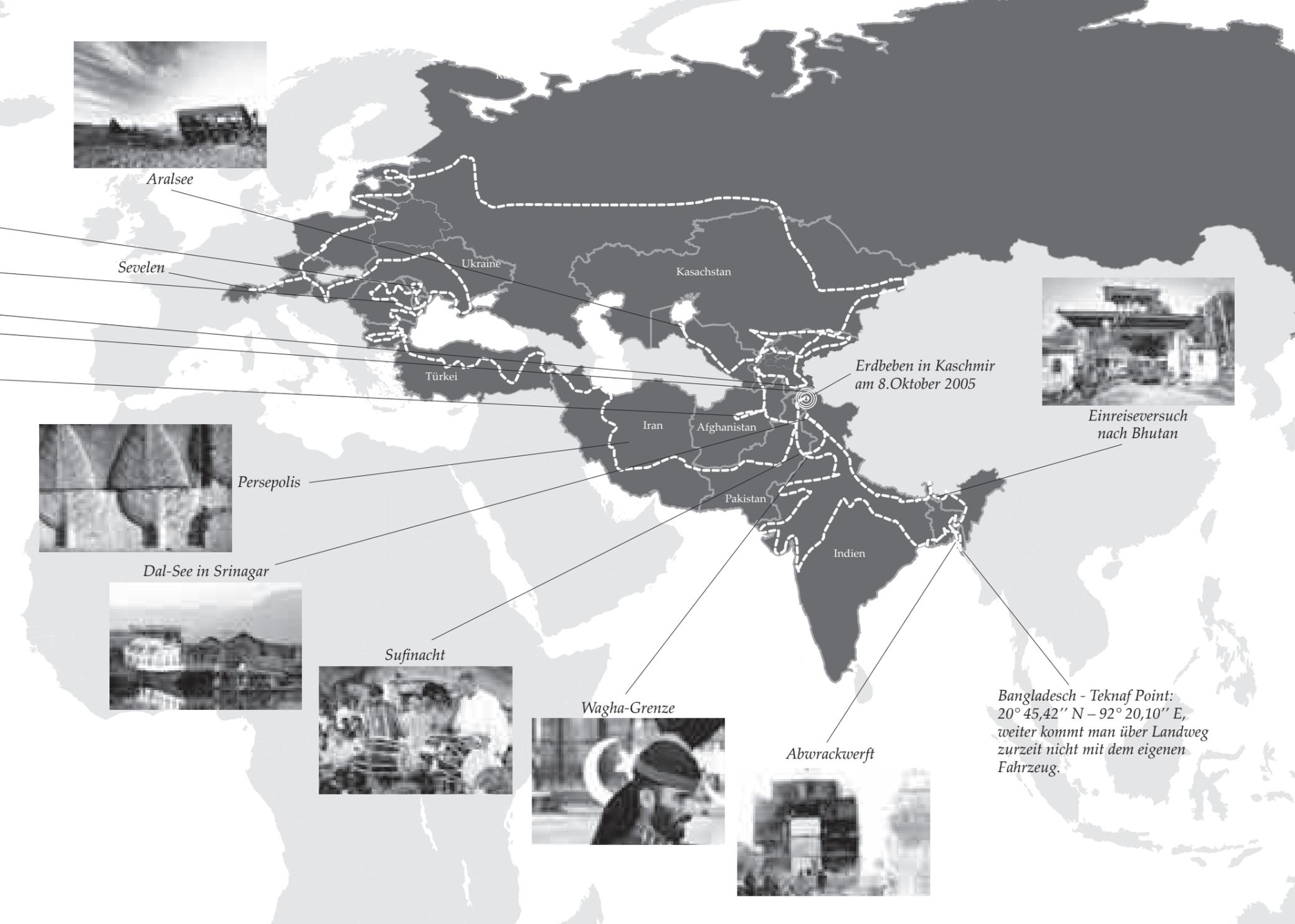
Einreiseversuch nach Bhutan

Erdbeben in Kaschmir am 8. Oktober 2005

Bangladesch - Teknaf Point:
20° 45,42'' N – 92° 20,10'' E,
weiter kommt man über Landweg
zurzeit nicht mit dem eigenen
Fahrzeug.

ROUTE: Schweiz, Liechtenstein, Deutschland, Österreich, Ungarn, Ukraine, Moldawien, Rumänien, Bulgarien, Türkei, Iran, Pakistan, Indien, Bangladesch, Indien, Pakistan, Afghanistan, Tadschikistan, Kirgisien, Usbekistan, Kasachstan, Russland, Estland, Lettland, Litauen, Polen, Tschechien, Österreich, Liechtenstein und Schweiz.

25 Länder, rund 65'000 km, 15 Monate (1. Juni 2005 bis 14. September 2006)



Verfahren. Bangladesch retour – Eine Momentaufnahme
© Baeschlin, Glarus 2014
Gestaltung: M. Novotny
Fotos: M. Novotny & U. Wunder Novotny (falls nicht anders erwähnt)
Umschlag: Camping in Kirgisien
Druck und Bindung: freiburger graphische betriebe GmbH & Co. KG
ISBN: 978-3-85948-148-0
Alle Rechte vorbehalten.

Besuchen Sie uns im Internet unter: www.baeschlinverlag.ch und www.v-erfahren.ch

INHALT

Vorwort	11
Osteuropa – Am Ende der versicherten Welt.....	12
Islamische Welt - Achse der Gastlichkeit.....	49
Indien und Bangladesch – Ohne Privatsphäre	114
Zentralasien – Goldzähne, Berge und Museumsstädte.....	192
Via Russland ins Baltikum und in die Heimat	246
Monate nach der Rückkehr.....	253
Jahre nach der Rückkehr	254



DANK

Unser primärer Dank gilt all den Freunden und Bekannten, die uns ermutigt und angestachelt haben, das vorliegende Buch zu veröffentlichen. Es ist die Fortsetzung unseres ersten Buches »Erfahren – Mit dem Auto durch 30 Länder. Ein Reisebericht und eine Liebesgeschichte« und schlummerte die letzten sieben Jahre in einer Schreibschublade vor sich hin. Ohne euch Brandstifter würde es dort immer noch liegen. Wir hoffen, ihr kauft das Buch jetzt auch!

Wir können uns gar nicht mehr daran erinnern, wer das Manuskript alles gelesen und Anmerkungen dazu gemacht hat. Euch allen unser Dank dafür. Franziska Hirschi und Julia Giger haben bestimmt dazu beigetragen, dass dieser Band weniger Tippfehler hat als der erste.

Dem Baeschlin Verlag gilt unser besonderer Dank. Es ist schwer einen Verlag zu finden. Wir bekamen von vielen das Manuskript ungelesen retourniert. Was den Weg in die Veröffentlichung findet, hat unserer Erfahrung und Ansicht nach nicht immer mit Qualität, sondern oft mit rein wirtschaftlichen Überlegungen zu tun. Unser Verlag hat mitgemacht, weil er an uns und an das, was wir mit euch teilen wollen, glaubt. Er hat zugesagt uns zu unterstützen, bevor er das Manuskript gesehen hat. Vielen Dank!

Martijn möchte ich für die Fotos von den Bären in Brasov danken. Mit meiner Amateurkamera mit 6 Megapixel Auflösung und eingebautem Blitz war ich nicht in der Lage, bei den schlechten Lichtverhältnissen brauchbare Fotos zu schießen.

VORWORT

Reaktionen auf unsere Reiseberichte kamen spärlich. Die Daheimgebliebenen wollten Bilder. Texte rauben Zeit. Darum unser Entschluss, das Verbale zu minimieren und das Visuelle zu maximieren. Wir schickten wenige Worte und viele Fotos. Die vorliegenden Texte und Fotos sind die überarbeiteten Reiseberichte zwischen Juni 2005 und September 2006. Wir sind keine Profis. Weder beim Texten noch beim Fotografieren. Möglicherweise beim Suchen und sich Wundern.

Wir wollten ursprünglich nach Afrika fahren, da in Simbabwe eine Aufgabe wartete. Solare Warmwasseranlagen sollten im südlichen Afrika verbreitet werden. Der Toyota war startklar. Dann kam die Hiobsbotschaft: Kein Geld mehr von der EU für Mugabes Vertreibungsstaat. Wir beschlossen die Reise dennoch anzutreten und uns diesmal weder von Visa- noch von Wettersituationen hetzen zu lassen. Unsere vage Reisevorstellung: Osteuropa - über Russland nach Kasachstan und all den anderen Stans. Sollte vorher die Kälte einfallen, dann werden wir in Indien überwintern oder rechts in Richtung Südafrika abzweigen.

Ein Motto brauchten wir noch. Im Duden fand sich Folgendes:

¹ver|fah|ren ... 1. <ist> a) eine Sache auf bestimmte Weise in Angriff nehmen; nach einer bestimmten Methode vorgehen, handeln ... b) in einer bestimmten Angelegenheit, Situation mit jmdm. auf bestimmte Weise

umgehen; jmdn. auf bestimmte Weise behandeln ... 2. <hat> a) <v. + sich> vom richtigen Weg abkommen u. in die falsche Richtung fahren ... b) durch Fahren verbrauchen: viel Benzin v. ...

²ver|fah|ren <Adj.>: falsch behandelt u. daher ausweglos scheinend: eine –e Lage; die Sache ist völlig v.; es ist alles v., ich will aus dieser Falle! ... Oft beginnt das Verfahren erst wenn die Situation bereits total v. ist ...

Ver|fah|ren, das; -s, -: 1. Art u. Weise der Durch-, Ausführung von etw.; Methode ... 2. (Rechtspr.) Folge von Rechtshandlungen, die der Erledigung einer Rechtssache dienen ...

Die Reise ist unser Verfahren, der verfahrenen Situation Herr zu werden, ein ansatzweise sinnvolles Leben zu führen. Dazu verfahren wir fahrend, wobei wir einiges an Treibstoff verfahren und uns mancherorts verfahren. Hoffentlich finden wir ein neues Verfahren, um damit humanitäre und/oder ökologische Hilfe zu leisten. Unsere Texte sollen zum Nachdenken anregen und als Beweismaterial in einem Verfahren gegen die unendliche Ignoranz der Menschen dienen.

Dies unsere hochtrabenden Worte, als wir aufbrachen. Wir werden sehen ...

OSTEUROPA – AM ENDE DER VERSICHERTEN WELT

Die größte Anhängerin der Barbara-Karlich-Show ist zweifelsohne meine Schwiegermutter Hilde. Von Montag bis Freitag zwischen vier und fünf, wenn Barbara Österreichs Kuriositäten auf ORF 2 ausquetscht, bleibt in Sevelen, im Hause meiner Schwiegereltern, alles stehen. Ich erinnere mich, als vor rund drei Jahren unerwarteter Besuch vor der Türe stand. Eine Freundin von Hilde, die sich lange nicht mehr hatte blicken lassen, klingelte. Sie wurde von meiner Schwiegermutter ignoriert. Meine Frau Ursula kümmerte sich um den Gast, bis die Schlussmelodie der Talkshow ertönte.

Wenige Tage nach unserer Abreise ruft eine Redaktorin der besagten Nachmittagssendung an, um uns zu Aufnahmen nach Wien einzuladen. Wir verbringen währenddessen einige Tage in der österreichischen Hauptstadt bei meiner Mutter und sitzen zum Zeitpunkt des Anrufes in einem Kino. Hotel Ruanda. Ein Streifen, der beinahe ohne Hollywoodklischees den Genozid, das Massaker an den Nachbarn und die Heldentaten eines Hotelmanagers zeichnet. Da soll noch einer erzählen, dass ein Einzelner nichts bewirken kann.

Die Aufnahmen zur Talkshow werden zwei Wochen später gemacht. Das Thema: »Was sich liebt, das neckt sich«. Mit welchen Mitteln wir nicht schon unser Erstlingswerk »Erfahren« beworben haben! Jetzt gesellen wir uns zur Unterhose Wiens. Dies war meine Bezeichnung für Barbaras Gäste, bevor ich ahnen konnte, dass ich heute dazugehören würde. In Sevelen sieht Hilde Monate später die Erstaussstrahlung der Karlich-Show in ihrem einäugigen Monster – dem Fernseher. Ein letzter Abschiedsgruss aus dem lebensvergeudenden Narrenkasten, während wir an der Grenze zu Pakistan stehen. Meine Mutter Helga wird eine Kopie der Sendung nach Indien mitbringen und wir werden sie in einer Hare-Krischna-Pension in Vrindavan ansehen. Was ich in der Sendung zu sagen gehabt hatte, war großzügig von der Redaktion weggeschnitten worden. Lediglich Ursula kommt zu Wort. Männer denken, sie hätten in der Ehe das Sagen. Bis sie bei einer Talkshow waren und sich aus der Ferne betrachten müssen.

Nach der TV-Aufnahme beginnt unsere Reise. Endlich Freiheit. Keine weiteren Termine. Bei Schopron Einreise nach Ungarn. Ein kilometerlanger Starenschwarm schwänzelt wie ein chinesischer Drache durch die Lüfte. Das Geräusch tausender Flügelpaare begleitet

uns ein Stück zum Plattensee. Anschließend zur kroatischen Grenze, der Drava folgend, dann ins herzige Städtchen Pécs. Nationalparks, Auenwälder, Sanddünen, charmante Dörfer, Budapest, das Donauknie und die barocke Stadt Eger. Hängende Paprikaschoten und Maiskolben. Vereinzelt landestypische Ziehbrunnen in der Puszta. Ungarn ist sehenswert, doch es ist alltäglich. Ein Teil der EU. Wirtschaftlich genormt. Anonyme Lidl und Tesco Filialen wurden gegen Charme und Beständigkeit getauscht. Die letzte Eleganz kommt von den alten Trabis und von fingiert Traditionellem für Touristenströme. Allerdings hat man abseits der Hauptstraßen vergessen, die menschenunwürdigen Behausungen der Roma aufzubessern. Brutal knallen Mittellose auf Spekulanten.

Ursula entdeckt dennoch Attraktives. Eine üppige Insektenwelt. Rotschwarz gestreifte Wanzen, türkise Libellen und kolossale Hirschkäfer. Wilde Blumen und kultiviertes Korn bilden eine Einheit. Dazwischen jagen Störche und Reiher. Mitten im vom Mücken und Zecken verseuchten Land begegnet uns ein italienisches Ehepaar. Die Pensionierten waren mit einem Unimog nach Moskau gefahren und berichten vom visumsfreien Grenzverkehr in die Ukraine während der Sommermonate. Grund genug die Reisepläne zu ändern. Ein Landeskennzeichen für unseren Toyota brauchen wir noch. Ursula malt das vergessene CH mit einem weißen Lackstift auf die schwarze Stosstange.

Anspannung schwängert die Luft. Die letzten Kilometer bis Zahony. Ende der EU. Zehn Kilometer Lastwagenstau am Pannestreifen. Kurze Passkontrolle und ein freundliches Weiterwinken des Ungaren. Dann der Verkehrskollaps. Eine 300 Meter lange Brücke, auf der wir für Stunden Gefangene sind. Ein burschikoser Wächter am Brückenkopf, der die Wartenden bedrängt. Dem Fahrer vor uns reißt er arrogant den Pass aus der Hand und gestikuliert überheblich bei seinen zusätzlichen Forderungen. Grenzöffnung um neun. Der Gegenverkehr kommt ins Rollen. Mafiosi mit grobschlächtigen Gesichtern in dunklen Fahrzeugen. Der Brückenwächter schiebt uns zwei Formulare durchs Fenster. Zum Glück ist das Kyrillische ins Englisch übersetzt. Die üblichen Fragen: Name, Vorname, Geburtsdatum, Geschlecht, Aufenthaltsgrund und -ort. Eine weitere halbe Stunde bis zum Zöllner. Hinter der Glasscheibe ein kahl geschorenes Boxergesicht, das die Pässe skeptisch bäugelt. Ein ungeduldig forsches: »Autopapiri?« folgt. Endlich die Pässe gestempelt und der



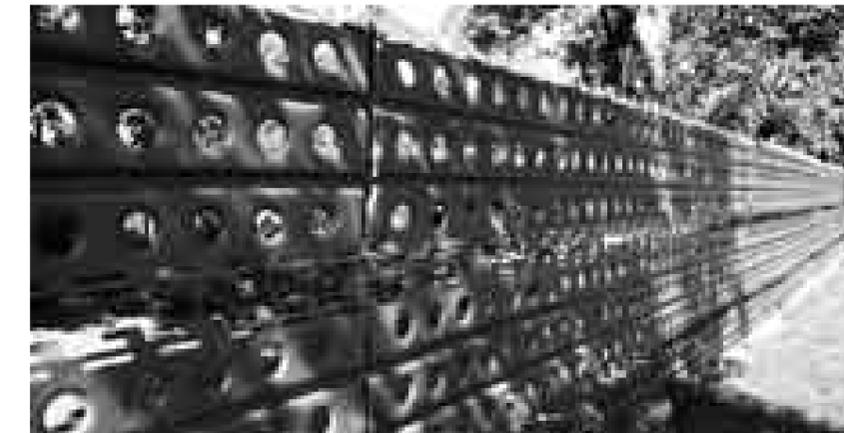


Toyota oberflächlich inspiziert. Überraschenderweise kontrolliert keiner die Versicherung. Auf unserer grünen Karte sind die Buchstaben UA durchgestrichen. Wir bewerten die regionalen Versicherungen als wertlos und verlassen den gesicherten Raum. Ab hier beginnt das unversicherte Leben. Ab hier kann ich aufatmen. Ab hier haben Fehler Konsequenzen. Ab hier fließt Adrenalin in den Adern. Das mag ich.

An den Grenztankstellen Amüsantes: Vor den Zapfsäulen benzindurchtränkte Holzkeile. Ungarische Autofahrer platzieren die Hinterrreifen der Tankstutzenseite darauf. Mit Schräglage passt mehr in den Tank. Jeder Milliliter zählt. Der Treibstoffpreis auf dieser Seite der Grenze ist halb so hoch wie auf der anderen. Zum vollen Tank darf noch ein 25 Liter Reservekanister bis zum Rand gefüllt werden.

Wir nehmen die kleine Straße nach Mukaceve. Gartentüren, die direkt an die Straße grenzen. Davor verkaufen alte Menschen oder Kinder die Gartenernte. Eine einzige Gurke oder ein halbes Kilo Tomaten, ein selbst gemachter Reisingbesen oder einen Sack Kartoffeln. Dazwischen fahrende Verkäufer oder kleine Märkte mit Kleidung, Schuhen und Kosmetikartikel.

Auf der Schnellstraße Richtung dem unaussprechlichen L'viv – zu Deutsch Lemberg. Die grünen Hügel der ukrainischen Karpaten machen den Ärger über die Probleme, Lemberg auf ukrainisch richtig auszusprechen, wett. Eine neue Straße, einer Autobahn gleich, wurde in das Gebiet hinein geschlagen. In den umliegenden Ortschaften



ist die Zeit stehen geblieben. Gartenzäune aus grün bemalten Sandblechen. Im Krieg mobile, zusammensetzbare Flugzeuglandebahnen aus Stahl, heute immobile, zusammengeschweißte Gemüseschützer. Die Alten mähen mit Sensen die Wiesen und türmen das Gras zu Heumännchen auf. Kühe und Ziegen grasen einzeln angepflockt am Straßenrand. Eine alte Frau zieht ihre Milchquelle an der Leine zur nächsten saftigen Wiese. An der konservierten Idylle glüht die Moderne mit 180 Sachen in Furcht einflössenden schwarzen deutschen Limousinen vorbei.

Wir verlassen den todbringenden Asphaltstreifen. Folgen einem ruppigen Schotterweg. Zwei Frauen sitzen auf der Holzbank vor ihrer Hütte. Ich steige aus und fotografiere sie. Wie ein Außerirdischer in einem belanglosen Hollywoodstreifen präsentiere ich ihnen die digitalen Bilder auf dem Kamerarücken. Begeisterung mischt sich mit Unverständnis.

Am Wegesrand kleine Grillstationen. Daneben Walderdbeerverkäufer. Ein Literglas von den aromatischen Beeren für einen Euro. Ein Stundenlohn, den bloß ein Hungernder akzeptiert. Und Menschen mit großen Zeitreserven.

Am Eingang des Nachbardorfs steht eine orthodoxe Holzkirche mit glänzenden Zwiebeltürmchen. Neuer Anstrich, neues Dach. Der Armut wird mit Religion der Kampf angesagt. Am Sonntag werden die Menschen in ihren besten Kleidern her strömen, um zu ihrem Gott zu beten. Und um die hart verdienten Hryvnia zu spenden. Der Wegzoll für das Himmelreich.

In der vergessenen Siedlung stehen die Strohhaufen wie Wachmänner in den Feldern und Gärten herum. Trotz Mittellosigkeit charmante Holzhäuser, zierliche Brücken, gepflegte Höfe und üppig bestellte Gemüseärten. Für uns ein kleines Paradies. Nach der Brücke ein himmelblaues Häuschen mit roter Aufschrift »Magazin«, ein Lebensmittelladen. Wir halten an, um Brot zu kaufen. Eine Frau quasselt uns auf Ukrainisch voll. Eine zweite mit durchgängiger Goldzahnfront eilt herbei. Ein Hauch von Alkohol verteilt sich in der Luft. Angeblich kein Brot im Laden, ausverkauft. Blödeleien und Einladungen folgen. Haben sie uns missverstanden? Wir zücken unser »point it«, das »Traveller's language kit«. Ein Büchlein mit 1200 abgebildeten Gegenständen. Darunter 14 Brotsorten. Die beiden verneinen erneut und treiben weiter ihre Späße. Wir dringen langsam ins Geschäft vor. Ein betrunkenener Jugendlicher, 30 Laib Brot, eine

Kakaopackung und gezählte 23 leere Regale. Die Frau mit den Goldzähnen taucht unter den Ladentisch ab und mit einer Flasche Wodka wieder auf. Wir sollen die Maschina – unseren Toyota – hinterm Haus abstellen und mit ihnen feiern. Umarmungen und Küsse. Wir waren gekommen, um sie aus dem trostlosen Paradies zu befreien. Heiraten soll ich die beiden und nach Europa holen. Ursula nimmt es mit Humor.

Wir lachen viel. Es wird uns dennoch zu bunt. Das Brot wollen wir bezahlen und abfahren. Ohne jemanden zu verletzen. Die mit den Goldzähnen klammert sich an Ursula fest, Tränen fließen. Doch



kein Spaß? Der Alkohol oder die Trostlosigkeit? Für uns ein Paradies und für sie ein Gefängnis. Dennoch bleibt von der Begegnung kein bitterer Nachgeschmack. Wir sind froh unter Lebenden zu sein. Ungenormte Charaktere mit Makeln und Empfindungen. Warme Begegnungen, kalte Gesten und heiße Geschichten.

Zurück auf der Hauptstraße wartet ein Geschenk. Warme Duschen für Chauffeure. Ein zu mietendes Badezimmer für fünf Hryvnia. Knapp ein Euro oder fünf Laib Brot. Nach der Brause die Suche nach einem Schlafplatz. Mit dem Vierradantrieb durch einen Fluss auf eine frisch gemähte, duftende Wiese.

Den Karpaten folgt eine endlose Ebene. Holzhütten weichen Ziegelhäuschen – zusammengeschustert aus unterschiedlich großen und verschiedenfarbigen Bauklötzen. Wir dringen in eine Grosstadt ein. Der Eingang wird bewacht durch hässliche Plattenbauten. Gespickt mit Antennen wie eine kalte Platte mit Zahnstochern.



Dichte Baumalleen säumen die geräumigen und linearen Hauptstraßen. Lärmschutz und Abgasfilter zugleich. Die Überlandstraßen führen weiträumig an den Dörfern vorbei. Wunschziel europäischer Siedlungsplaner. Arroganter Westen. Hält die Russen für hinterwäldlerisch. Parkplätze mit Rampen für die Autoreparaturen. Zweckmäßige Betonbauten als Bushaltestellen. Jede ein kleines Kunstwerk, mit bunten Mosaiken verziert. Blumen, Vögel, Landschaften, Kampfbomber, Symbole und Helden. Dort eine öffentliche Toilette. Ein abstoßender Pfuhl. Wenn es um die Verrichtung der Notdurft geht, sind Menschen trotz ihrer vielen Hirnwindungen und Neuronenverknüpfungen die primitivste Lebensform. Auf öffentlichen Toiletten erfährt man ihren Charakter. Im heimatlichen Büro oder im Restaurant sowie auf einer ukrainischen Schnellstraße.

L'viv. Wir finden in die Stadt ohne nach dem Weg zu fragen. Viel später werden wir erfahren, dass diese komische Buchstabenkombination als »Böff« ausgesprochen wird. Zumindest versteht man uns dann. Aufgeworfenes und durchlöcheres Kopfsteinpflaster, rostige Straßenbahnen, verlotterte Kirchen und einstige Prachtbauten. Trotz ihres Verfalls graziös, charmant und elegant. Es ist Sonntag. Am Hauptplatz plärrt aus strategisch platzierten Lautsprechern unauf-



hörlich Discomusik und Politisches, oder Werbung? Überbleibsel aus der Hirnwäschezeit.

Wir kämpfen uns auf Nebenwegen zur Hauptstadt durch. In Pot-schaiv werden wir für den Umweg belohnt. Ein prunkvolles orthodoxes Kloster, von dem nichts im Reiseführer steht. Bärtige Mönche mit langem Haar und Nikolaushüten. Kopftuch- und Rocktragepflicht für Frauen. Ursula muss sich über die Jeans einen Wickelrock anlegen und für den alten Stoffetzen fünf Hryvnia Depot hinterlegen. Vor den heiligen Reliquien wird bekreuzigt und gebetet. Mönche, Pilger, Kranke, alte Frauen, die uniformierten Wachmänner und die Arbeiter, die das Gebäude renovierten. Ein kurzes Stossgebet, bevor der Putz abgeschlagen wird. Teure Souvenirläden mit Heiligenbildern, Schriften und geweihtem Wasser. Eine Menschenschlange vor der Heil bringenden Quelle. Dem Sprössling wird eine Plastikverschlusskappe mit diesem Wasser eingeflösst. Kreischende Säuglinge, glückliche Mütter.

Wir erreichen die Hauptstadt. Unsere erste Begegnung in Kiew findet vor dem moldawischen Konsulat statt. Ursulas Russisch ist noch nicht bereit verstanden zu werden. Der Wachmann vor der Landesvertretung bemüht sich nicht zu kapiieren, was wir wollen und blättert seelenruhig in seinem Buch weiter. Er ignoriert uns kalt-schnäuzig. Wir werden zornig. Entdecken erst mit großer Wut im Bauch, dass es ein Phrasenbuch Russisch-Ukrainisch-Englisch ist, dem der Posten die Aufmerksamkeit schenkt, um die Phrase: »Der Konsul ist ausgegangen und keiner weiss, wann er zurück kommen wird« zu finden. Ukrainische Mimik passt nicht zur ukrainischen Freundlichkeit. Wir warten. Die Hotelpreise dieser Stadt sprengen unser Budget. Kein Zimmer unter 100 Euro. Ein Passant versucht uns den Weg zum Campingplatz – der seit Jahrzehnten geschlossen ist – zu erklären. Er kauft eigens einen Stadtplan für uns. Der Konsul trifft ein, wir füllen die Formulare aus. Anschließend Stadtbesichtigung.

Vor jeder Metrorolltreppe ein grimmiger Uniformierter. Ich frage nach der Linie ins Zentrum. Ein unfreundlich klingendes Brummen der Bullenfratze. Wir werfen die Ticketmünzen ein und treten durch die Radsperre. Der mürrische Wachmann folgt uns. Knapp 100 Meter in die Tiefe. Er beobachtet uns, steigt mit uns in die Bahn ein und mit uns im Zentrum aus. Er zeigt uns den richtigen Ausgang und nimmt die auf der Gegenseite eingefahrene Metro zurück zu seinem Posten. Was für ein Service! An einer freundlicheren Miene sollte er





jedoch noch arbeiten. Oben tummelt sich die Stadt. Straßenverkäufer, Läden, Menschen, Betrunkene, zerbrochene Bierflaschen und junge Frauen mit Miniröcken, so kurz, dass kein Platz für Vorstellungen mehr bleibt. Eine trägt den Rockschlitz vorne. Da muss sogar Ursula gaffen.

Im Zentrum ein riesiger Platz und sechsspurige Straßen. Wir kaufen von einem fahrbaren gelben Container Unbekanntes zu trinken. Überraschend lecker und Durst löschend. Kvas, mit Hefe vergorenes Brot. Nicht übel, das Bier der Armen.

Im alten Stadtkern orthodoxe Kirchen. Die St. Sophie Kathedrale, das St. Michaels Kloster und die St. Andreas Kirche. Die ukrainische Kirche hat viel Geld. Die Gotteshäuser im Land sind frisch renoviert. Vom richtigen Standpunkt aus, sehe ich in Kiew, was die Kirche ist: Eine Sackgasse, deren Einfahrtsverbotsschild zuwenig Beachtung findet. Ich bekomme beide Verkehrsschilder auf ein Foto, im Hintergrund die St. Andreas Kirche.

Am nächsten Nachmittag werden wir unsere Visa für Moldawien bekommen. Um die Wartezeit zu verkürzen, bummeln wir zum Kiew-Pechersk-Lavra-Kloster. In kilometerlangen Höhlen sind über 800 Heiligen-Mumien in Glassärgen aufgebahrt. Tausende Lebende tummeln sich in den einen Meter breiten und 180 Zentimeter hohen Tunnelsystem. Klaustrophobie und hohe Luftfeuchtigkeit lassen mich schwitzen. Das Tropenklima ist angeblich verantwortlich für die Mumifizierung und den guten Zustand der Leichen. Dünne Kerzen in Wandnischen geben zuwenig Licht, um Details erkennen zu lassen. Besucherinnen tragen bunte Kopftücher, bekreuzigen sich vor den Relikten und küssen die gläsernen, in Nischen abgestellten Särge. Auch jene Frauen mit unverschämt kurzen Röcken und herausquellendem Busen. Beinahe halte ich reflexartig bei einer, die in vorgebeugter Haltung an mir vorbei schlurft, die Hand auf, damit die hochgezurrten Brüste nicht zu Boden fallen.

Jugendliche Business-Männer in Anzug und Krawatte küssen auch. Verblüffenderweise die Särge und nicht die langbeinigen Schönheiten. Ein weiteres Mal bin ich über die Macht der Religion erstaunt und fühle mich fehl am Platz. Froh draußen zu sein, wandern wir zum nächsten Kloster den Berg hinauf. Vor dessen Eingang bettelnde Krüppel und ein Mönch mit Rauschbart, der sich eine schuhkartongroße, hölzerne Bettelkassa mit einer eisernen Kette um

den Hals gehängt hat. Später erwische ich ihn beim Bier trinken und dem Leben frönen.

Weiter der Straße entlang kommen wir zum Freiluftmuseum des großen patriotischen Krieges. Panzer, Hubschrauber, Trägerraketen und anderes, was man aus Rambo-Filmen kennt. Dort steht auch das Wahrzeichen der Stadt, das eindruckliche Verteidigung-des-Vaterlands-Monument. Eine 62 Meter große mit Schwert und Schild bewaffnete Frauenstatue aus glänzendem Titan.

Endlich die moldawischen Visa in Händen, überqueren wir den kilometerbreiten Dnjepro. Unter dessen Brücke liegen am Ostufer des Flusses die Sandstrände der Stadt und es glänzen die weißen, kugelrunden Bäuche der neureichen Kiewer. Rund 600 Kilometer sind es zur Halbinsel Krim. Rostige russische Autos am Straßenrand sind die Einkaufszentren an den Überlandrouten. Verkauft werden Gemüse, Aprikosen, Pilze, Honig oder Kopfkissen. Wir machen Pause und werden von einer Gänse hütenden Frau – mit der Erscheinung einer Wiener Hausmeisterin – mit Gartenköstlichkeiten reich beschenkt.

Wenn ich mich dem Meer nähere, kann ich es Kilometer zuvor riechen. Das Azov'sche Meer liegt in der Luft. Bald wird klar, weshalb uns die Sandstrände alleine gehören. Wenn die Kraft der Sonne und damit der auflandige Wind nachlassen, sind sie da. Abertausende von lästigen Blutsaugern, die aus den benachbarten Sümpfen emporsteigen. Uns bleibt nur die Flucht ins Dachzelt. Zerstothen aber zufrieden machen wir uns Tage später auf den Weg an die Südküste der Krim. Die Honigverkäufer werden von Fischverkäuferinnen abgelöst. Die geräucherten Meerestiere hängen wie Trauben an den Marktständen. Holzstöckchen halten die aufgeschlitzten Bäuche offen. Hinter dem Fischtresen hübsche, vollbusige, ukrainische Frauen. Ich amüsiere mich beim Vergleich dieser Verkäuferinnen mit jenen vom Hamburger Fischmarkt. Bemitleidenswerte Norddeutsche.

Aus sanften Hügeln werden hohe, schroffe Felswände, die steil ins Schwarze Meer stürzen. Säulenzypressen flankieren die Straßen und erinnern an Auffahrtswege zu mediterranen Weingütern. Wir tingeln entlang der Südküste. Finden einen Campingplatz direkt am Meer. Mit russischen Toiletten. In den Sowjetstaaten pinkelt man nicht nur gemeinsam, sondern kackt auch hockend nebeneinander. Ein zwei Meter tiefer Graben, darüber ein grober Eisenrost, darauf ein längliches Häuschen. Ich warte eine halbe Stunde, bis ich alleine





bin. Zwänge mich in die hinterste Ecke und beeile mich. Bevor ich fertig bin, gesellt sich einer dazu. Ein schnaufender 200 Kilogramm Mann lässt den Rost beben, hockt sich hin und versperrt den Ausgang. Zwangsvorstellung: Das Gitter bricht ein und wir landen im Exkrementenpfuhl. Ich zwicke ab und muss wegen der Enge über den kackenden Fleischkloss steigen. Schweiß auf der Stirn. Schnell ins Meer zum Abkühlen. Weit raus schwimmen und draußen weiter machen. Diese Toilettenkultur ist mir zuviel.

Später besuchen wir das von Badetouristen überlaufene und im Verkehrschaos versinkende Yalta. Erfahren dort von der nahe gelegenen Hauptattraktion, dem Schwalbennest. Ein mickriges möchtegern-mittelalterliches Betonschlösschen auf einem Felsvorsprung über dem Meer thronend. GUS-Touristenscharen, die sich die rund 300 Stufen hinaufschieben und sich, oben hyperventilierend angekommen, gegenseitig beim Fotografieren im Wege stehen. Um den Fotos mehr Dramatik einzuhauchen, warten ein Burgfräuleingewand und ein Falke. Für Geschmacklosere stehen ein Leguan und ein angekettetes Äffchen bereit.

Mit der Südküste glauben wir den schönsten Teil der Halbinsel hinter uns zu lassen. Landschaftlich stimmt das. Die Berge werden niedriger und die Landstriche trockener. Architektonisch ist das Gegenteil der Fall. Wir bemerken eine deutliche Abnahme von Beton-Rohbauten pompöser und wegen des Zerfalls der UdSSR nicht fertig gestellter Hotelanlagen.

Unseren Schlafplatz finden wir inmitten eines Pinienwaldes direkt vor einem Kiesstrand. Frei von landesüblichen Müll- und Scheiße getränkten Klopapierhaufen. So stelle ich mir einen wilden Campingplatz vor. Ich liege endlich in der Hängematte, da kommt Tatjana mit mageren Englischkenntnissen aufgeregt herbeigeeilt. Wir befinden uns auf einem Privatgrundstück und müssen die Eignerin Lena um Erlaubnis fragen. Die korpulente Lena verbringt seit 18 Jahren den Sommer auf diesem Grundstück, um einen internationalen Sing-Club zu leiten. Sie lässt uns bleiben.

Ein älteres Ehepaar schlägt ihr Zelt nicht weit von unserem Toyota auf. Lena duldet auch sie. Nicht weil sie darum bitten, sondern des trostlosen Eindrucks wegen. Wir werden von den beiden beobachtet. Ihre Neugier wird schließlich groß genug, um uns einen Besuch abzustatten. Stockbetrunken, mit verletztem und geschientem Bein, droht Alexei bei jedem Schritt auf dem durchwurzelten Waldboden

umzukippen. Einer Marionette gleich, die von einem Anfänger geführt wird. Die Wade verbogen und mehrmals operiert. Ein Flugunfall. Wäre er nicht so mager, würden die Beine ihn nicht mehr tragen. Hinter ihm her wankend seine vergräme Frau. Seit 23 Jahren verheiratet und noch immer im selben kleinen Juweliergeschäft in Sevastopol. Der gesellschaftliche Status ist ihr zu wenig. Alexei säuft sich seine Frau nett und sie säuft, weil er es tut? Der allgegenwärtige Alkoholismus in der Ukraine beängstigt.

Am Abend erfahren wir das Glück der Reisenden. Wir folgen Lenas Einladung zum Essen. Der Tisch ist reich beladen. Unsere mageren Russischkenntnisse werden erweitert. Der Russe verwendet das deutsche Wort Butterbrot für jedes belegte Brot. Butter muss sich darauf nicht notwendigerweise befinden. Hingegen ist ein Schnapsglas daneben obligat. Wir verkosten darin zum Glück Weine und keinen Wodka. Schwarzer Doktor heißt die Traube des ersten Tropfens. Voran ein Trinkspruch: »za náshu drúschbu« - »Auf die Freundschaft!«. Der Krimwein schmeckt wie flüssige Schokolade. Natascha bringt die Gitarre. Eine kleingewachsene, zarte Frau. Ausgeprägte Wangenknochen, eine Spitznase, gleich einer Skisprungschanze und die Augen schräg nach oben gezogen. Sie beginnt zu singen. Vergesst Englisch, Italienisch oder Französisch! Russisch ist die Sprache des Gesangs! Nataschas Lieder erzählen von Freundschaft, von der Lie-



be und vom Afghanistan Krieg. Der sitzt den Russen noch tief in den Knochen. Nataschas Mann, Konstantin, war vor 19 Jahren dabei gewesen. Unseren Gastgebern stehen die Tränen in den Augen. Auch uns, obwohl wir Nataschas Worte nicht verstehen.

Der nächste Wein. Eine weiße Muskattraube. Dunkelgelb und ein intensiver Geschmack nach Traubenzucker: »za schénschschin« - »Auf die Frauen!«. Lena nimmt die Gitarre. Mit ihren dicken Fingern zaubert sie wunderbare Klänge aus dem Instrument und lispelt mit melancholisch, versoffener Stimme das nächste Liebeslied. Wenn es Weltmeisterschaften im Frauen-Sumo-Ringen gäbe, wäre Lena Favoritin. Die Fingernägel giftgrün lackiert, die Warzen blau bestrichen und ihr Haar vor Monaten zuletzt blondiert. Die natürliche dunkle Haarfarbe hat begonnen zu dominieren, obwohl der Oberlippenbart sie ohnehin verrät. Ihr Wesen und ihre Lieder sind ein Kontrast zu ihrem Äußeren: Zart und lieblich. »Auf dass die Träume wahr werden!« Der dritte Wein wird verkostet. Die Traube nennt sich Bastardo und der Wein schmeckt nach Amareno-Kirschen. Köstliche Gemüsesuppe mit ein paar wenigen Fleischbrocken und einer dicken Fettschicht wird serviert. Konstantin ist mit Singen an der Reihe. »za ljubó« - »Auf die Liebe!«

Wir lernen weitere Mitglieder des Gesangsvereins kennen. Yuri, einen U-Boot-Ingenieur aus Murmansk, Lydia, eine Großmutter mit der Erscheinung einer Balletttänzerin und Ludmilla, die da sitzt und mit geschlossenen Augen den Liedern lauscht. Yuri dolmetscht uns unbeholfen in Deutsch und Tatjana in Englisch. Es findet sich meistens eine Form der Verständigung. Spät in der Nacht stößt Katharina, eine Zuckerbäckerin, mit ihrem stillen und unscheinbaren Mann dazu. Sie bringt das Dessert und erinnert mich an eine der Planwagenfahrerinnen mit überdimensionalen dampfenden Apfelkuchen aus dem Comics Lucky Luke. Feiste, resolute Figur mit hochgesteckten Haaren. Das Kleid aus einer früheren Epoche. Bis ins Morgenrauen jagt ein Lied das andere. Die Gitarre wechselt hin und her und wir singen gemeinsam.

Wir fahren weiter durch Wohnblockschluchten mit dazwischen grasenden Pferden und Kühen. Vorbei an herzlich grün-weiß oder blau-weiß bemalten kleinen Häusern und den aus 17 verschiedenen Ziegelsorten bestehenden Neubauten. Es macht Spaß, das Obst und Gemüse von Bauern am Straßenrand zu erstehen. Die Gärtnerinnen persönlich kennen zu lernen, von denen man die Tomaten isst.



Odessa, was für ein schöner Name. Ursula hat in ihrer Kindheit Ivan Rebhoff ein Lied über die Stadt singen hören. Seitdem wollte sie Odessa besuchen und hat sich in ihrer Vorstellung die Schönheit der Stadt ausgemalt. Manchmal ist es besser Orte, von denen man träumt, nicht zu besuchen. Wir fanden eine stinkende, verkommene Hafenstadt mit alten, verfallenen Häusern vor. Unsere letzte Station der Ukraine. Das Land wird uns ewig der herzlichen und scharfsinnigen Menschen wegen in Erinnerung bleiben.

Mit Moldawien besuchen wir das Armenhaus Europas. Mittellos, aber gepflegt. Jedes Häuschen frisch gestrichen, die Vorhöfe sauber und adrett. Die Dorfbrunnen sind Kunstwerke. Vor jeder Stadteinfahrt steht ein verziertes, orthodoxes Kreuz und die Busstationen sind mit Blecharbeiten geschmückt. Die Straßen enden ohne Vorwarnung in derben Feldwegen. Die Menschen verhalten und schüchtern. Wenn wir kampieren, schleichen sie an uns vorbei und sehen uns nicht an. Die Moldawier stehen in ihrer Herzlichkeit den Ukrainern um nichts nach. Auf der Suche nach Essbarem fragen wir eine junge Frau mit einem Sack Pfirsichen nach Richtungen zum Markt. Sie besteht darauf, dass wir ihre Früchte als Geschenk entgegennehmen.



Moldawiens Verkehr ist dünn und ich werde den Verdacht nicht los, dass die Dorfbewohner jedes Auto des Landes dem Geräusch nach erkennen. Eine tolle Wette für Gottschalk. Wir fallen auf. Die Menschen bleiben stehen und verrenken sich von weitem die Hälse, wenn sie das unbekannte Motorengeräusch unseres Toyotas vernehmen.

Skurrielles Moldawien. Transnistrien ist eine der Kuriositäten. Ein Land im Land, das nicht existiert aber dennoch real ist. Die abtrünnige Region östlich vom Fluss Dnister ist die letzte europäische Bastion des Kommunismus. Bewacht durch die transnistrische Armee hat es eine eigene Polizei und Regierung, den transnistrischen Rubel, transnistrische Autokennzeichen und eine rot-grün-rot quergestreifte Flagge. Russisch, mit kyrillischem, statt moldawisch mit lateinischem Alphabet, ist Landessprache. 18'000 Soldaten, 18 Panzer und 10 Helikopter gegen ein einziges Fluggerät und eine Streitmacht von 24'000 Mann auf moldawischer Seite. Niemand Wichtiger auf dieser Welt erkennt die untreue Provinz Moldawiens als eigenen Staat an. Wir tun es. Es bleibt uns nichts anderes übrig. Die Soldaten an der Grenze wollen uns nicht einreisen lassen. Eine Herausforderung, die verlockt. Schließlich haben wir teuer für Visa bezahlt, die für das gesamte Moldawien Gültigkeit haben. Der moldawische Konsul in Kiew versicherte uns, dass wir in Transnistrien reisen dürfen und zeigte sich entrüstet, ob unserer dummen Frage.

Wir scheitern bei den ersten beiden Versuchen einzureisen. Kein Einreisestempel bei den Transnistriern vorhanden! Wir sollen den nächsten Posten probieren. Der sei größer und für Touristen ausgerüstet. Dort angekommen kontrolliert uns zuerst ein Moldawier und will uns einen Ausreisestempel in den Pass drücken. Wir protestieren, haben nur »single entry« und keine »multiple entry« Visa. Wie gerne würde ich jetzt den Konsul sprechen! Dann will der Beamte eine Warendeklaration sehen, die wir bei der Einreise in sein Land hätten machen müssen. Wir sollen zuerst die paar hundert Kilometer zurück fahren und das Dokument von unserem Einreisegrenzposten holen. Der legt es auf Schmiergeld an. Wir bleiben hartnäckig und kommen Stunden später durch.

Das transnistrische Militär wartet fünfzig Meter weiter und hat für unsere Spielereien kein Verständnis. Nachdem einer im Tarnanzug den Wagen gründlich durchsucht hat, schickt er uns scharf zurück: »No tourists in Transnistria«. Wir sollen gefälligst den direkten Weg

nach Chisinau, der Hauptstadt, nehmen. Der transnistrische Zöllner sieht uns die Enttäuschung an und spricht unaufgefordert mit dem Militärposten. Ein paar Minuten später, und zehn Dollar leichter, sind wir im Land, das keines ist. 24 Stunden ist unsere Aufenthaltsbewilligung gültig. Länger haben wir nicht vor zu bleiben.

Hier die Zusammenfassung unserer sechsstündigen Transnistrienreise: Zwei Stunden Grenzformalitäten für die Einreise. Ein ein-stündiger Stadtbummel in der gesichtslosen Hauptstadt Tiraspol. Das größte Freiluftmuseum für Sowjetstil-Kommunismus, schreibt unser Reiseführer. Am Boulevard des 25. Oktober steht Lenin überlebensgroß mit wehendem Mantel und herrischem Blick. Ihm gegenüber brennt die ewige Flamme zu Ehren der Opfer des Sezessionskriegs. Auf einem Steinsockel steht ein T-34-Panzer zum Gedenken an die im Zweiten Weltkrieg gefallenen Rotarmisten. Nach vier Polizeikontrollen und Autodurchsuchungen treten wir die Rückreise nach Moldawien an. Ein-stündige Grenzformalität und schamlose Abzocke. Diesmal wurden Straßenverkehrsabgaben einkassiert. Für Straßen, die einen Geländewagenfahrer verzweifeln lassen. Der Grenzwachter erkennt als Gegenleistung unsere Abgasplakette als Versicherungsnachweis an.



Nach Pferdefuhrwerken, eingeschossigen, bunten Dreizimmerholzhäusern und badenden Gänsen in Wasser gefüllten Schlaglöchern umschließt uns die quirlige Moderne einer westlichen Großstadt. Moldawiens Hauptstadt Chisinau. Hugo Boss- und Mango-Filialen, ein Swatchshop, ein Canongeschäft und die weltumspannende Pestilenz McDonalds. Ein Verkehrsstau aus schwarzen Geländewagen, Mercedes und Audis mit abgedunkelten Scheiben. Wenige Kilometer außerhalb wähen wir uns in der Vergangenheit, als ob Chisinau ein futuristischer Traum gewesen wäre. Lonely Planet empfiehlt für Moldawientouristen mit einer Woche Aufenthalt: »Arrive in Chisinau – spend a couple of days partying ...« auf Sightseeing zu verzichten und sich stattdessen in der Hauptstadt volllaufen zu lassen. Armseliger Reisebuchverlag.

Zu sehen, im Sinne von touristischen Attraktionen, gibt es in Moldawien wahrlich nicht viel. Eine der einzigen offiziellen Sehenswürdigkeiten ist das Kloster von Orheiul Vechi. Wir erwarten einen Ansturm von Touristen und sind verblüfft, dass wir die einzigen sind. Die Höhlenklöster aus dem 13. Jahrhundert liegen in einer Sandsteinklippe vor einem eng mäandrierenden Fluss. Wir besuchen den letzten Mönch. Der Graubärtige führt uns durch die unterirdische Kirche und die ehemaligen Schlafkammern der Geistlichen.

Weiter flussabwärts kommen uns sechs junge Männer mit einem Fischernetz entgegen. Es ist Mittag und die Burschen wollen Flusskrebse fürs Abendessen fangen. Vladimir stimmt für uns ein Lied an und wir lernen die Jungs kennen. George, ein vorlauter Witzbold und Fischer, der Ursula zur Erheiterung der Runde mit »Maaama« anspricht. Yuri, Juon und Tudor, drei Bauarbeiter. Alexei, ein Polizist bei einer Spezialeinheit. Eugen, der beste Krebsfänger. Ein junger Mann mit verkrüppelten Beinen, dessen Name wir nicht behalten können, hat einen zehn Liter Glasballon Rotwein auf seinem Buckel geschultert. Daraus trinken wir nach jedem gefangenen Krebs ein Glas. Wenn Ursula an der Reihe ist mit gefülltem Becher »Sanatate«, Gesundheit, zu wünschen, schiebt sie mir unauffällig den süßlichen Wein herüber.

Tudor braust mit seiner russischen Seitenwagenmaschine herbei, die anstelle eines Seitenwagens eine Ladefläche hat. Ohne Zimmerlichkeit rauscht er mit Feuerholz und Topf die steile Grasböschung herunter und kurvt haarscharf um unseren Toyota. Die Flusskrebssuppe wird zubereitet. Während einer Stunde kocht die Suppe vor

sich hin und jeder kostet, gibt seine Meinung zum Geschmack ab und würzt ordentlich nach. Sie wird anschließend mit Brot, Rotwein, Wodka, Wodka und Wodka gegessen. Die Krebse werden uns liebevoll von den Männern ausgelöst.

Ich hole die Djembé vom Dachträger und spiele ein paar unbeholfene Takte. Ein Ziehharmonikaspieler wird auf der Beiwagenmaschine eingeflogen. Vladimir singt dazu. Der Polizist schnappt sich Ursula für ein Tänzchen und wird von Tudor abgelöst. Eugen und Ursula sind nach Stunden die einzigen Nüchternen. Wir folgen Eugens Einladung bei ihm zu übernachten. Unangemeldet erreichen wir das kleine Haus an der Ortsausfahrt. Mutter und Schwester empfangen uns herzlich. Wir wollen in unserem Dachzelt ruhen. Ursulas Ausrede, keinen Pyjama zu haben, da dieser im Zelt sei, hilft nicht. Binnen Minuten ist das Bett im Wohnzimmer gemacht und ein Kübel Wasser zum Waschen samt einem Leih-Pyjama parat. Eugen hat ständig was von Nemetsky, von Deutsch, gefaselt und des Rätsels Lösung kommt jetzt. Zwei deutsche Lieder in seiner umfassenden Karaoke Sammlung. »Dschingis Kahn« das erste, wozu wir gleich das Mikrofon in die Hand gedrückt bekommen. Als nächstes »Der Kommissar« von Falco. Der Fernseher liefert Bild und Texte, wird auf volle Lautstärke aufgedreht und wir müssen um zwei Uhr früh dazu grölen. Die Gastgeber sind glücklich, ich unbekümmert betrunken und Ursula steht die Schamesröte im Gesicht.

Die Nacht ist heiß und kurz. Zum Frühstück wartet ein Zehn-Eier-Rührei auf uns. Dazu weißer, salziger Speck ohne einer Faser Mageres und ein Abschiedsgeschenk. Ein fünf Liter Einmachglas mit frischer, rahmiger Milch. Unsere kleine Kühlbox ist damit gefüllt. Und wir sind die kommenden Tage damit beschäftigt, die Milch zu verarbeiten. Ursula kriert jeden Abend eine neue Milchsuppe und ich koche zwei Kilogramm Milchreis.

Das Wetter wird schlechter und wir beschließen auf Nebenwegen nach Rumänien aufzubrechen. In Moldawien sind lediglich die Hauptstraßen geteert und wir lernen an diesem Tag zwei Dinge. Erstens: Verlasse bei Regen in Moldawien nicht die Hauptstraße und zweitens: Bei unseren »All Terrain« Reifen fehlt ein »... Except Mud«, mit Ausnahme von Matsch. Die Reifen setzen sich nach wenigen Zentimetern Fahrt mit der feuchten, lehmigen Erde zu und der Wagen wird trotz Allradantrieb unsteuerbar. Wir rutschen von einer Regenerosionsrille in die nächste. Wenn es steiler bergab geht, steigt

